

(Schadruß verboten.)

Das tägliche Brot.

Noman von C. Diebig.

Dann war's still; kein Mensch sprach ein Wort. Man hörte eine Stumme füttern. Der Vater guckte immer vor sich hin und aß weiter.

Jetzt fragte Emma neugierig, indem sie an der Schwester Luch zupfte: „Was haste da?“

Im selben Augenblick schrie Fridchen auf.

„Mein kleines Mädel,“ sagte Mine tapfer und schlug das Tuch zurück.

Wieder dasselbe Schweigen.

Mine sah sich um, ihre Blicke suchten die Mutter — die schaute zur Erde.

Die jüngeren Geschwister gafften.

Der Vater aß noch immer; jetzt schnitt er sich ein neues Stück Brot ab und strich sich's.

Die fremde Frauensperson hatte sich ans Fenster gestellt, den Rücken nach der Stube gedreht.

„Wo is dem de Male?“ fragte Mine mit dem Versuch, ganz harmlos vertraulich zu reden.

„'s geht 'r guet,“ sagte irgend jemand knapp.

„Ja, wo is se denn? Das tut mer aber an, daß ich de Male nich seh! Se war immer so en guttes Mädel. 's wird 'r noch leid sein!“

„Das weech mer nich,“ sagte Max, und ein halb höhnisches, halb verlegenes Rächeln suchte um seine schwach bärtigen Lippen.

Dann war's wieder still.

Wenn sie doch nur ordentlich reden wollten! Mine wechselte die Farbe. Hätten sie lieber laut gedoltert; besser, als dies eilige Schweigen! Unwillkürlich presste sie Fridchen fester an sich, sie mußte an dem Kind einen Halt finden. Sie war ja so allein.

„Jesus, so red' i doch!“ stieß sie endlich heraus, mit einem tiefen, zitternden Atemschöpfen. Reden, reden, so hielt sie's nicht mehr aus! Sieber selber davon anfangen!

„Bitte mer beese, Mutter? Mutter, fuch mer doch an!“

„Seh der,“ sagte die Mutter, aber sie sah noch immer die Tochter nicht an.

Säuber ließ sich Mine auf den nächsten Schemel fallen; sie war auf einmal ganz schwach, ganz todmilde, froh, daß sie nur sitzen konnte. Das Tuch hielten ihre bebenden Hände nicht mehr zusammen, frei sah Fridchen im schottischen Mäntelchen auf ihrem Arm und sah sich mit runden blauen Augen um.

„Mutter,“ sagte Mine, „is se nich en hübsches, kleines Mädel?“

Da drehte die Frau sich ab und fing an, am Herd zu hantieren und mit dem Geschirr zu klappern.

„Vatter!“

„Was geht mer'ich an?“ Barthel Heinze spudte aus. „Das Mus is heuer nich guet geraten, Mutter; angebrennt. 's schmeckt bitter!“

„Vatter!“ Mine hatte sich vorgereckt und versuchte über den Tisch weg, seine Hand zu fassen. „Vatter, sei nich sol And mer doch an! Red doch mit mer!“

„Ich red ja mit der,“ sagte er widerwillig. Und dann nach einer Pause grob: „Mach, daß de wieder hinkommst, woher de gekommen bis. Ich meen, bei uns haste nische zu suchen. Geh nur hin, wo der'ich so guet geht, daß de Vatter un Mutter, die sich's am Maule abgepart han, vergißt un alles verjurt. Geh nur!“

„Ich hab euch doch sechsundzwanzig Mark geschickt — acht Taler un zwanzig Groschen! Ich hätt gern mehr geschickt, wenn ich's gekonnt hätt,“ murmelte Mine.

„Kannst guet reden, ich weech von nische.“

„Du, ju, Heinze,“ sagte nun die Mutter und kam näher. „Se hat emal was geschickt.“

„Galt Dein Maul,“ fuhr ihr Mann sie an. „'s das Gelumpe der Rede wert? Schickt mer davor 's Mädel nach Berlin? Andre tun ganz anderich heerne schicken.“ Und mit

dem Ton, den Mine schon als Kind gefürchtet, wandte er sich wieder gegen sie: „Was willst?“

Sie wurde rot und blaß und stotterte.

„Na, was bringste, na?“ Er sah sie finster an, und dann blieb sein Blick auf Fridchen haften.

Gott sei Lob, nun würde er freundlicher werden! Sie hob Fridchen und hielt sie ihm hin, als wollte sie sagen: „Do sieh, bewundre nun mal!“

„Was soll der Balg?“ brummte Heinze, und dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Brotkrumen wie Staub in die Höhe flogen.

Mine stockte der Atem, sie hatte Todesangst, aber heraus mußte es, heraus! Darum war sie ja hergekommen. Sie räusperte sich, um ihre Stimme klar zu machen, und dann sagte sie doch noch heiser: „'s geht in Berlin nich mit der Fridchen. Da hat se's gar zu schlecht. De Mutter würd nich viel Arbeit dervon haben. Gelle, Emma, Du wirst ihr schon bewahren? Gab der ja och so viel ufgepakt. Un so teuer is 's in Berlin!“

„Wer haben hier och nische unmesonst.“

„Ja ja, das weech ich,“ sagte Mine rasch. „Aber de gutte Luft kost doch nische, un de Milch och nische. Ihr habt zwei Küh — ich hab Euch doch zu der neuen zugegeben. Un da dacht ich — wenn Ihr — daß Ihr — ich will Euch ja gerne noch was dervor geben — so viel ich kann — alle Monat!“ Sie sah den Vater erwartungsvoll an.

Der blieb stumm.

„Mit der Zeit krieg ich och mehr Lohn, Ihr sollt sehen. Jetzt hab ich ja nur fufzig!“

„Das is ju nich wahr. Wirst schon mehr kriegen!“ Fest legte der Alte wieder die Faust auf den Tisch, und die Geschwister tuschelten.

„Ju, ju, so wahr ich leb, bei Müldners nur fufzig! Die haben selber nich viel.“

„Schafsgeichte! Was gehste in so'n Dienst?“ schrie der Vater, und die Borneströte auf seiner Stirne stieg. „In Berlin sein so viel reiche Leute, was gehste zu so'n Bettelvolk, wo nich emal was abfällt?“

Mine ließ den Kopf hängen. „Ich war froh, daß ich den Platz gekriegt hab. 's sein gutte Leute.“

„Gutte Leute — gutte Leute — en Schandlohn! Erzieht man davor seine Kinder?! Du dämliches Ruder! Da sein de andern Mädels gewickter; sibzig, achtzig, neunzig Taler haben die: Die kommen zurück wie de Damens, un de Eltern haben och noch was dervon. Was hat der Fidlern ihre Berke for'n Müde gemacht!“

„Ju, ju,“ fiel die Mutter lebhaft ein, „das blaue Kleid haste ja hier schon gehatt. Aber de Verta, das muß wahr sein! Un war so'n armiseliges Mädel, das keenen Kartoffelsack nich uf den Buckel heben konnt. Un Du mit Deine starke Knochen! Mer möcht sich schämen. Wie ich mer ärger, wenn ich de Fidlern Countags in der Kirche seh! Mit'n gestreiften Umschlagetuch — goldgelbe Streifen sein drein — un mit'n seidnen Hollangunterrock. Dann hebt se sich uf, bis wer weiß wohin. „Den hat mer mein Vertchen geschickt!“ Vertchen dies und Vertchen das! Da haben de Leute was zu finden; un unferneis steht derbeil! O Jesus!“ Sie stieß einen Seufzer aus.

Auch Mine seufzte. Sie hatte ja nichts zu verschenken. Eine ängstliche Unruhe besiel sie. Ueberall Blicke, die ihren flehenden Augen ohne Teilnahme, nur mit Neugier begegneten.

Sie sah Ella an. Das große, fippige Mädchen stand mit hängender Lippe, wie ein verdrießliches Kind. „Wo is meine Schürz?“ maulte sie. „Haste mer nich eene versprochen? Un was allens noch! Wenn eener da drauf wart, kann er schwarz wer'n. Wär ich man nach Berlin, ich hätt mer anderich rausgemacht!“

„Was haste mer mitgebracht,“ sagte plötzlich Emma und zog die Schwester am Ärmel.

„Un mir?“ rief Heinrich.

Mine lenkte den Kopf immer tiefer, so schämte sie sich. Nichts, gar nichts hatte sie mitgebracht; nicht einmal den Kindern etwas für ein paar Pfennige!

„Dass wer, Emmchen,“ flüsterte sie, „jetz hab ich nischte, aber ich schick der was!“

Das Kind lächelte ungläubig.

„Dass der nischte weiß machen,“ sagte Cilla hart; „die schickt doch nischte.“

Heinrich und Emma fingen an zu heulen.

Mar lachte laut auf.

„Stille,“ donnerte der Vater. „Un jetz sag, was de willst, Mine — kurz raus! Ihr andern halt's Maul!“

Die Verzweiflung gab ihr Mut. „Ich hab's ja schon gesagt. 's Mädcl sollt ihr hernehmen, mein kleenes Mädcl. Ich weiß nich, wohin dermit. Vatter, Mutter,“ — sie unterdrückte ein Schluchzen, ihre Stimme zitterte — „laßt mer nich umsonst bitten! Ach, seid doch so gutt! Ich —“

„Ne, ne,“ unterbrach sie rauh der Vater. „Wer haben Mäuler genug zu füttern. Trag's Mädcl nur hin, wo de's hergeholt has.“

„Aber, Heinze, haste denn nich gehört? Se will ju was dafür geben!“

„Wird was rechts sein. Von den paar Groschen!“

„O Vatter, ich wer' mer schon bessern. Mutter, Mutter!“ Mine lief auf ihre Mutter zu und drängte ihr das Kind in die Arme. „Ihr merkt's gar nich! De Fridchen ist und trinkt wie'n Vogel. Ihr habt doch zwei Küh, un Brot genug!“ Ihr Blick streifte das Bespermahl auf dem Tisch.

„Wenn de Hunger hast, is,“ sprach Heinze. „De sollst nich sagen, daß de nischte zu essen gefriegt has. Da — Brot! Da haste ooch Kaffeel!“

Mine schüttelte heftig den Kopf. „Ich will nich essen. Nehmt nur's Mädcl! Ich bitt Euch! 's is ja so lieb, so lieb! Nehmt's Mädcl!“

Fridchen, die sich auf dem Arm der Großmutter fremd fühlte, wurde unruhig. Sungrig und verschüchtert wie sie war, fing sie kläglich an zu weinen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fahrende Leute.

Von Hans Ostwald.

Auch die fahrenden Leute haben ihre Geschichte. Und es ist nicht die uninteressanteste. Ja, sie bildet eigentlich eine Kulturgeschichte für sich. In keinem Berufe spiegelt sich das Auf und Ab der Ereignisse, das Werden der Kultur, so scharf wie im Leben der Fahrenden. Unsere Zeit kennt als „Fahrenden“ eigentlich nur noch den Landstreicher, den Wandersmann — trotzdem sie doch die rastloseste und verkehrsreichste Zeit ist. Kaum daß heute noch jene, die ihr Karussell, ihre Schiekbude, ihr Panorama oder Panoptikum, ihre Menagerie oder ihr Wahragelabinctt bald im Osten, bald im Westen, bald in Jütland, bald im Elsaß auf den Messen, Freimärkten oder Jahrmärkten aufbauen, zu den fahrenden Leuten gerechnet werden. Und auch ihre Masse ist im Schwinden. Auch sie sind nur noch in beschränktem Sinne „fahrende Leute“, etwa so wie Schiffer und Angehörige ähnlicher Berufe. Es dürfte unter ihnen nur wenige geben, die nicht einen festen Wohnsitz haben, von dem sie aus manchmal nur gelegentlich, manchmal ja auch regelmäßig ihre Kunststreifen unternehmen. Nicht wenige der fahrenden Leute, der Schaubudenbesitzer, halten sich heute in einem engen Kreise auf. Das Zusammendrängen der Bevölkerung in Großstädten und Industriebezirken begünstigt das Sehaftwerden solcher Menschen. Und die Erleichterung des Verkehrs durch den Ausbau und die Entwicklung der Eisenbahnen erschwert und verhindert nicht die Niederlassung an einem Ort, sondern befördert sie geradezu.

An Stelle dieser Leute, die immer nur periodisch wiederkehren, ist vielfach etwas Bleibendes getreten: das Variété, das Tingeltangel. Wenigstens ist der Ort, der Raum ihrer Darstellungen ein fester, bleibender. Die Menschen, die in ihm singen, tanzen und agieren, wechseln freilich häufig genug. Aber es sind nicht mehr die fahrenden Leute früherer Zeiten, die mit ihren Wohnwagen von Ort zu Ort zogen, und bald auf diesem Markt, bald auf jenem einige Tage lebten und sich ein mehr oder weniger dürftiges Brot erwarben. Die neue Art der fahrenden Leute lebt nicht mehr von der Hand in den Mund. Die Artisten sind eine Aristokratie der fahrenden Leute geworden. Sie haben sich ebenso von denen abge sondert, die sich und ihre Kunst vor gemeinem Volk in Schaubuden produzierten, wie die Schauspieler und Opernsänger. Die Gunst der Verhältnisse, der Umschwung der Anschauungen, die in keiner Tätigkeit etwas Schimpfliches sieht, hat diese Entwicklung begünstigt. Dazu kam, daß kluge Unternehmer es verstanden, in festen, erwärmten Räumen ständig das zu bieten, was sonst nur in

Zelten aus dünner Leinwand, die nicht mehr als einen ganz dürftigen Schutz vor den Unbilden der Witterung gewährten, zu schauen war.

Gewiß, auch frühere Zeiten haben schon feste Schauhäuser gehabt. Im Nürnberger Festhaus produzierten sich zahlreiche Ceiltänzer- und Springergesellschaften. Und viele größere und kleinere Truppen veranstalteten ihre Vorstellungen in den Wirtshäusern. Aber sie machten ihre Geschäfte auf eigene Faust. Und nicht immer waren solche amüsanten Zeitvertreiber anwesend. Davon war noch keine Rede, daß ein Gastwirt jahraus, jahrein in den Abendstunden eine bunte Reihe von „Nummern“ bietet — wie es jetzt schon in jeder größeren Provinzstadt geschieht.

Diese Stabilität der Erscheinung, die ihr so viel von dem poetischen Schimmer raubt, der sie einst verkörperte, die ihr aber gerade noch genug von geheimnisvoller Buntheit, von Abenteuerhaftigkeit und Spiel läßt, um die nüchternen, modernen Menschen anzuziehen, ist es vor allem, die das Leben der Fahrenden so umgestaltete. Wie diese Menschen heute leben, was sie heute können, und womit sie heute ihr Publikum erheitern — das sehen wir selbst. Wie sie aber früher lebten, aufratzen, ihre Kunststücke vorführten und über allerlei Widerwärtigkeiten hinwegtanzten, wanderten, sprangen und sangen — wie sich die Wanderlust und der Gang zu einem unseghaften Leben in den verschiedenen Zeiten äußerte, wie die Zeiten das Bild der fahrenden Leute veränderten, das sind eigene Kapitel in der Kulturgeschichte unseres Volkes.

Gruppen von Wandernden sind dem Deutschen sicher nie fremd gewesen. Und immer standen sie in gewissem Ansehen. Wohl gab es Zeiten, wo ihnen die Herren und die Obrigkeiten nicht wohlgefunnt waren. Dann aber hatten sich die Fahrenden durch ihre Massenhaftigkeit, mit der sie die Lande überschwemmen, und durch allzu dreistige Auftreten mißliebig gemacht. So war es mit den fahrenden Merikern des dreizehnten Jahrhunderts gewesen, und den Zigeunern ging es im fünfzehnten Jahrhundert ebenso. Aber es kamen auch Fälle vor, in denen Fahrende von Obrigkeiten besondere Unterstüzungen erhielten. Der Nürnberger Rat gab im Mittelalter manchmal den wandernden Akrobaten und Schaustellern ziemlich beträchtliche Geldgeschenke, oft, weil er sie in der Stadt nicht auftreten ließ.

Jedenfalls ist das Recht der Wandernden ein ganz unbestimmbares. Heute werden sie berechtigt. Man windet ihnen Kränze. Morgen aber werden sie verfolgt und gestäubt und wohl gar auf den Scheiterhaufen gezerrt. Alte friesische und fränkische Rechtsaufzeichnungen belegen die Verlehung der Hand eines Harfenspielers mit einer viermal höheren Geldstrafe, als auf das gleiche Vergehen an einem anderen Freien gesetzt ist. Die Sänger und Dichter, die damals von Hof zu Hof zogen, erfreuten sich eben besonderer Achtung und Liebe. Sie waren aber sicher nicht nur die Träger und Bringer von Lust und Freude. Sie beherrschten gewiß auch das Wissen ihrer Landschaft und ihres Volkes. Sie waren die „Rundigen“. Wenn sie die Taten der Alten besangen, so berichteten sie damit die Geschichte ihres Stammes. Und da sie, wie alle Wandernden, die wichtigsten Verbreiter der Neuigkeiten und Hebrämter von Völkern waren, so genossen sie um so höhere Beliebtheit. Mit dem Eindringen der römischen Kultur, die allerlei anderes Volk, Lustigmacher, Fescher, Gaukler und Musikanten mitbrachte, verloren die Sänger, die mit der Harfe herumzogen, ihren Wert, ihre Hochschätzung. Das römische Volk war überfättigt mit Schaustellungen und Spielen. Viele Elemente zogen nach dem Norden, um bei den Barbaren sich Geld und Brot durch allerlei Possen und Kunstfertigkeiten zu verdienen. Mit ihnen kamen die Schwanzanzähler, Flötenbläser, Tamburinschläger, Wahrsager und die Vorführer von adgerichteten Tieren — jene bunte vielfältige Mischung, wie sie jede ungefundne Zentralisierung des Kulturlebens hervorbringt. Diese große Masse von neuen Fahrenden untergrub die Lebensfähigkeit der Heldenfänger. Sie mußten, um Spenden und Beifall nicht ganz zu verlieren, auch allerlei gymnastische und mimische Künste erlernen. Wo sie aber ihren Einfluß nicht ganz verloren hatten, wo ihnen die Ohren nicht fest verschlossen waren, da sangen und sagten sie noch von den alten Niesen und Walpurgis, von Nornen und Zwerge, von Siegfried und Dietrich.

Und hier lagen die zähen Wurzeln ihrer Macht: im alten heidnischen Heldentum, in der Verehrung heidnischer Empfindung, heidnischer Weltanschauung, heidnischer Lust am kraftvollen Leben.

Das konnte die neue Religion nicht dulden. Sie konnte ja nicht böllig herrschen und durchdringen, solange die alten Heldenlieder noch nicht erstorben waren. Und so vernichtete die Kirche etwas vom besten Wesen des deutschen Volkes — soweit es sich durch die fahrenden Sänger äußerte. Sie verfolgte die Sänger der Heldenlieder, bis sie in der Masse der fahrenden Spielleute verschwanden. Diese aber waren auch nicht sehr angesehen in der neuen christlichen Welt. Deren Tendenz war ja eine den Freuden des Lebens abgekehrt. Die Spielleute aber hatten es sich zum Beruf erkoren, Freude und Heiterkeit zu bringen. Das ward ihnen mit Ehrlosigkeit gedankt. Wer einen Spielmann schlug, brauchte sich nicht vor dem Richter zu verantworten. Ja, es hieß wohl in den Rechtsbüchern, daß er dem Spielmann noch drei zugeben dürfe.

Wenige Jahrhunderte später änderte sich das schon wieder. Die Städte brauchten Musikanten; zu den Festlichkeiten der Fürstenthöfe und Konzile waren die Spielleute notwendig. Und

Da sie oft mit reichen Gaben weiterzogen zum nächsten Turnier, zur nächsten Messe, so gab man ihnen Schutzböge. Die hatten nicht nur die Sache ihrer Schützlinge zu vertreten, sie erhoben — auch einen Zins von den Spielteuten.

Waren diese nun auch tributpflichtig geworden — so waren sie doch auch damit aus der großen Masse der Fahrenden gehoben. Denn das Mittelalter hatte mit seinem Durcheinander, mit seinen Feuden von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt und Land zu Land, mit seinen Seuchen und seinen engherzigen Junsfordnungen, die viele von einem tätigen Erwerbseleben ausschlossen, einen breiten Strom von Menschen auf die Landstraßen gedrängt. Der edlen Minnesänger waren wenige. Und sie verschwanden auch bald wieder von den Wegen. Neben ihnen und hinter ihnen tauchten die Vaganten, die wandernden Meriker auf. Und es war eine schneidende Ironie, daß gerade sie wieder heidnisches Erfreuen am Dasein predigten und sangen. Sie zogen in großen Massen durch das Land — ein Zeichen, welcher Bedeutung, welcher Pflichten sich die Diener der Kirche erfreuten, daß solche Mengen von Jüngern diesem angesehenen Stande zuströmten — ohne doch aufgenommen werden zu können.

Ueberhaupt stellten die gelehrten Stände von jeher einen gewissen Stamm zu den fahrenden Leuten. Was im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Vaganten waren, waren später die fahrenden Schüler. Und die Quacksalber und fahrenden Ärzte, die nach dem dreißigjährigen Kriege ihre glänzenden Geschäfte machten, gehörten gewiß in eine gleiche Linie. Auch manche der Zeitungsfinger, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Berichte über Naturereignisse, Unglücksfälle, Krieg und Politik, Mißgeburten und Verbrechen verbreiteten, hatten wohl irgendeine unglückliche Liebe zur Wissenschaft gehabt. Diese Zeitungsfinger verschwinden im achtzehnten Jahrhundert, als das Zeitungswesen geregelt und ausgebaut wurde. Hebrig blieben nur die Moritatenfänger, die mit ihren schauerlichen, grellbunten Bildern seit drei Jahrhunderten die Phantasie des Volkes vergiften.

Was außer und mit diesen in den vergangenen Jahrhunderten die Landstraßen bevölkerte, das waren vor allem die unzähligen Bettler, dann die Zigeuner, Kraftmenschen, Fechter, Tänzer, der Troß der Landsknechtsheere mit seinem wüsten Bestande an Soldatenweibern, Marodeuren, Marfelenbern und ähnlichem Volk; später kamen die Gauflerer hinzu und die fahrenden Komödianten. Die Puppenspieler, die Seiltänzer und Jongleure, die Kunststreiter und Schattenspieler, die Zauberer, die Besitzer der Wachsfigurenkabinette, der Kunst- und Spielwerke, der Menagerien — ein buntes Gemisch, bunter und vielfältiger, als es heute die Landstraßen entlang zieht.

Die Fahrenden von heute brauchen nur selten noch die Landstraßen zu benutzen — trotzdem aus den ausgefahrenen Landstraßen von eins, glatte Chaussees geworden sind. Die modernen Fahrenden lassen sich auf den stählernen Eisenbahnwagen von Ort zu Ort rollen. Ja, es gibt heute Fahrende, die sich und ihre Geräte gleich in einem Sonderzug von Staat zu Staat, von Großstadt zu Großstadt eilen lassen: die großen Zirkusse und Tierchaustrstellungen.

Aber nicht nur die Art des „Fahrens“ hat sich geändert, auch zu den Arten der Fahrenden sind neue hinzugekommen. Wer sie aufzählen und schildern will, der braucht ein Buch für sich.

Streifzüge durch die Geschichte der Oper.

II.

Was Mozart für die Entwicklung der deutschen komischen Oper bedeutet, das ist Gluck (1714—1787) als Reformator der verwilderten „Opera seria“. Christoph Willibald Gluck hat als Erster der tragisch-pathetischen Oper den sittlichen Ernst, das tiefe Gemüt und die leidenschaftliche Wahrhaftigkeit deutschen Kunstgeistes einzubringen verstanden. Sein ursprünglich nur dunkel geahntes, im späteren Schaffen bewußt verfolgte Ziel ging dahin, in der Oper der Dichtung höhere Rechte neben der Musik einzuräumen. Ein Ziel, das erst Wagner erreichen sollte. Die fünf Meisterwerke, die Gluck der Musikwelt hinterließ — sie heißen „Orpheus und Eurydice“, „Alceste“, „Armida“, „Iphigenie in Aulis“, „Iphigenie in Tauris“ — kann man am kürzesten charakterisieren, wenn man sie als gezeichnete, stillistische Studien und Skizzen zu den späteren dekorativen und farbig ausgeführten Gemälden Richard Wagners betrachtet. Von Gluck sagt sein Biograph Marx: „Kein Komponist, auch die größten nicht, selbst der gewaltige Gandel mit dem Donner Schlag seiner Chöre nicht, hat es dem Gluck in Macht und Feinheit, in Allregsamkeit und Bedeutsamkeit des Rhythmus gleich getan, nur Beethoven steht ihm hierin zur Seite. Man meint, besonders in den Iphigenien, den Nachhall der Verse des Aeschylus und des Pindar zu hören.“

Während Deutschland die einander nahverwandten Mozart und Gluck hervorbrachte, die der Oper neue Bahnen, neue Entwicklungen wiesen, trat in Italien Maestro Rossini, der „Schwan von

Befaro“, wie er nach seiner Geburtsstadt genannt wird, auf den Plan und führte die italienische komische Oper im „Barbier von Sevilla“ zur Vollendung im Sinne des romanischen Veltanto (Kunstgefanges). Die südlische Lebensfreude und unbedenkliche Lebhaftigkeit weniger des Geistes als des Temperaments, die Galanterie und auch die soziale Satire des Italiens kommen in diesem unsterblichen Werk ebenso rein zur Darstellung, wie in der Musik der üppige Wohlklang und der Reichtum kandelnder Melodien. So versteht man, wie die Italiener den „Barbier“ Rossinis ebenso hoch halten wie etwa wir Deutschen „Die Meister-singer“, in denen wir den Spiegel mittelalterlicher Kultur und zugleich ein Symbol der formel- und zunftfreien Zukunftskunst erblicken. Rossini schrieb später in Paris, wohin er, empört über die laue Aufnahme seiner großen Oper „Semiramis“ in Venedig, übersiedelt war, seine zweite weltberühmte Oper, den „Tell“. Aber „Tell“ war nicht mehr die Schöpfung eines naiven, raffigen und vollblütigen Italiens, es war eine französierte Große Oper im Stile Meyerbeers, d. h. die Hohlheit des Pathos trat in Rossinis „Schweizerischem Freiheitshelden“ in Verbindung mit Effekthascherei und Brummen mit dynamischen Kontrasten ohne innere Motivierung ebenso deutlich zutage wie etwa in Meyerbeers „Propheten“, „Robert der Teufel“ oder in den „Hugenotten“.

Nachhaltigen Einfluß auf das Schaffen jener deutschen Opernkomponisten um Weber und Marschner übte die stillliche Größe, der hohe Ernst aus, der von Beethovens einziger Oper „Fidelio“ ausstrahlte. Denn hier hatte der Genius Beethovens, ohne lange künstliche Gezehe und Schulregeln zu studieren, ganz instinktiv, aus der Fülle seiner eingeborenen Fähigkeiten heraus, Töne angeschlagen, die jedes Menschen Herz aufs tiefste erschütterten und zugleich erheben mußten. In „Florestan“ und „Leonores Leiden“ hat Beethoven das ewig-menschliche Hohe Lied von der aufopfernden Gattentreue gesungen. Das war 1814. 45 Jahre später verherrlichte Richard Wagner in „Tristan und Isolde“ die freie, von der Gesellschaft als verboten bezeichnete Liebe und 1904 malte Richard Strauß die perverse Liebe in seiner „Salome“ in höchst modernen Sensationstönen. In diesen Tönen liegt, glaub' ich, eine Kulturperspektive nicht sehr rosigler Art eingeschlossen. . . .

Der Meister, der neben Mozart und Beethoven dem Herzen des deutschen Volkes immer am nächsten gestanden hat, ist Carl Maria von Weber, der Romantiker. In seinem „Oberon“, in „Euryanthe“, in „Preciosa“, vor allem aber in „Freischütz“ hat er die romantische heimliche Seele des Deutschen, die immer wach wird, wenn der Deutsche in den Wald tritt und träumerische Zwiesprache mit den Salamandern und Erdgeistern, den Panen und Kobolben in Gaiu und Flux hält, unübertrefflich verkörpert.

Die von Weber in unsterbliche Töne gebrauchte Sage vom Freischützen Samiel, der in der Wolfschlucht den jungen Jäger für die nächtliche wilde Jagd anwirbt und nur durch die vertraute Liebe einer reinen Jungfrau in seinen Klauen gehindert wird, stellt eine ganze Seite unseres deutschen Geisteslebens und Bewesens zum erstenmal in der Oper dar. Will man den romantischen Eigenzauber des „Freischütz“ verstehen, so muß man sich freilich jene Welt reinen kindlichen Gemüts bewahrt haben, jene Welt märchenhafter Poesie und ahnungsvoller Befeeung der Naturerscheinungen, in der die Brüder Grimm, in der Andersen wirkten, die uns aus des „Knaben Wunderhorn“ Wrentanos und Arnims so naiv und treuherzig entgegenblickt. Können wir modernen Zeitgenähen noch so ungehindert in den Zauber der romantischen Welt zurücktauchen oder in den Romantizismus von heute nicht vielmehr eine der Zeitseelen aufgeschminkte Maske, eine von den Bildungsmäulen Nesthuten diktierte Mode? Als die fertige Oper endlich zum erstenmal auf der Berliner Opernbühne erschien, da führte der „Freischütz“ einen förmlichen Kampf um die deutsche Oper herbei. Er mußte mit der großen Oper „Olympia“ des Italiens Spontini um die Gunst des Publikums ringen. Und sonderbar, das Rauschen und Rauschen des deutschen Märchenwaldes, Agathes frommes Gebet, die frischen Jägerdüre und der „Jungfernkranz“, sie siegten über den Elefanten, der plump und progig in „Olympia“ das hohle Pathos der romanischen Brummen und Effektoper verkörperte. Von dieser entscheidenden Stunde schlossen die Deutschen Karl Maria von Weber und den Textdichter Friedrich Kind in ihr Herz. Die unerhörte Volkstümlichkeit der Oper, die zum erstenmal das deutsche Seelenleben in Musik ausgedrückt hatte, spricht R. Wagner in folgenden Worten aus: „In der Bewunderung der Klänge dieser reinen und tiefen Elegie vereinigten sich seine Landsleute vom Norden und Süden, von dem Anhänger der „Kritik der reinen Vernunft“ bis zum Leser des Wiener Modejournals. Es taltte der Berliner Philosoph: Wir winden dir den Jungfernkranz, der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung: Durch die Wälder, durch die Auen, während der Hoflakai mit heiferer Stimme fragte: Was gleicht wohl auf Erden? Der österröische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern und die Venoer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor. Von einem Ende Deutschlands zum anderen wurde der „Freischütz“ gehört, gesungen und getanzt.“ Und der alternde Beethoven sagt den besten Sinn der unerhörten Begeisterung über den naturwahren deutschen Ton, den Weber so sicher getroffen hatte, in den originellen Ausdruck zusammen: „Daß sonst welche Mämel, ich hätt's ihm nimmermehr zugetraut. Nun muß der Weber gerade Opern schreiben, eine über die andere

und ohne viel daran zu trauern! Der Kaiser, das Volk, steht da wie ein Haus; überall, wo der Dämon der Lagen hereinsteht, da flücht man sie auch." Trotzdem hatte es natürlich auch beim „Freischütz“ nicht an hässlichen Verurteilungen der Beschwörer gefehlt. Die Oper ist eine Dialektoper. Das gab Anlaß zu Ausfällen wie: „formale Unvollkommenheit“, „halbkollektantische Unbildung“. Die dem Tadel zu begegnen, griff Weber begierig nach dem von Wien gekommenen Auftrag, eine durchkomponierte deutsche Oper zu schreiben. Man verließ er die Sphäre des Volksstümlichen, Einfachen und hing hinauf zu Ritterromantik. „Furianthe“ sollte das mittelalterliche ritterliche Ideal verherrlichen, der ewige „deutsche Jüngling“ in ihm wollte den ewigen Sieg des Guten in „Ariar“, die ewige Bestrafung des Lasters in „Wolant“, Mozart, Don Juan“ gefiel nicht in Wien. Beethovens „Fidelio“ wurde in der gleichen Stadt abgelehnt und auch die „Furianthe“ Webers begegnete einer fühligen Aufnahme. Nicht ganz mit Recht. Die deutschen Dichter können keinen guten Tag zusammenhängen. „Lage Beethoven. Und der Zeit zu „Furianthe“ war unangebracht, seine Tendenz verließ gegen die Ideen des Genufführens der Restaurationsepöche, denen der tanzende Rossini auf der anderen Seite so feurigen Ausdruck verlieh. Aber die Musik zu „Furianthe“! Sie war der Dürftigkeit und die Fülle zu der Musik des „Lohengrin“, zum wöchentlichen musikalischen Drama. Und das sollte uns Richard Wagner bringen, der als Dresdener Kapellmeister die arme „Furianthe“ fröhlich lieben gelernt hatte.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Die Seele der Tiere. Es ist gewiß nicht das geringste Verdienst des Darwinismus, daß er uns von dem unseligen anthropozentrischen Standpunkt in der Biologie, jener vorgefaßten Meinung befreit hat, wonach der Mensch im Mittelpunkt der ganzen Natur steht, die im übrigen nur einen Wert durch die Beziehung zu ihm erhält. Nachdem Hesperinus, einer der größten Gelehrten in der Geistesgeschichte der Menschheit, unüberlegbar dargelegt hatte, daß unsere Erde durchaus nicht der Weltmittelpunkt, sondern nur ein verhältnismäßig kleiner Bestandteil des gewaltigen Sonnensystems und gar nur ein verschwindendes Pünktchen im Universum der Welt ist, war es wiederum eine Tat von unwillkürlicher Bedeutung, zu erweisen, daß auch der Mensch nur eine Entwicklungsstufe in der mannigfaltigen Geschichte des organischen Lebens, wenn auch wahrscheinlich auf unserem Weltkörper die am höchsten ausgebildete und differenzierteste ist. Die enge Beziehung zwischen Mensch und übrigen Lebewesen wurde dargestellt und so einwandfrei erwiesen, daß heute kein Vernünftiger mehr daran zweifeln kann oder in einer Verwandtschaft mit niedriger stehenden Tieren etwa eine Herabsetzung seiner geistigen Würde erblicken möchte. Nur die heiligen Männer der Kirche verhielten sich in frommer Beschränktheit sich den Ergebnissen der exakten Untersuchung und Forschung, damals wie heute, und erklärten den Hauptwiderspruch der Religion darin, an den irdischen und unzulänglichen Anschauungen einer viel tausendjährigen Ueberlieferung nicht rütteln zu lassen. Man hat sich im Laufe der Jahrzehnte freilich daran gewöhnt, in der wissenschaftlichen Kritik ihre kurzfristigen Einnahmen zu übersehen.

Wenn der Darwinismus dem Entwicklungsgefallen überall zur Herrschaft verholten hat, wenn es heute nicht mehr bezweifelt wird, daß die höheren Lebewesen sich allmählich in jahrmillionenlanger Entwicklung aus niedriger organisierten herausgebildet haben, dann ist es eine natürliche Folgerung, daß der Entwicklungsprozess auch auf das geistige Leben der Tiere, auf ihre Seele, Anwendung gefunden haben muß. Die Seele kann deshalb nicht dem Menschen allein zugesprochen werden, nicht bloß ihm zugesprochen sein, sondern auch geradezu allen anderen Tieren eigenartig sein, die ja nach ihrer Entwicklungsstufe ein mehr oder minder differenziertes Seelenleben führen. Geisteswissenschaftler kommen wir von jenem unseligen anthropozentrischen Gesichtspunkte immer mehr ab, die alle geistigen Eigenschaften als nur dem Menschen angeblich beizulegen. Wie wollen wir wissen, welche Gedanken in dem Gehirn eines Hundes oder einer Ameise einhergehen? Ein großer Gelehrter hat einmal gesagt, daß er viele Jahre seines Lebens hingebend würde, wenn er nur einen Augenblick die Welt mit den Augen eines Hundes oder eines Pferdes sehen könnte. Wie können wir, da wir in letzter Linie nicht in die Seele der Tiere eindringen vermögen, ihnen jedes Seelenleben einfach abprechen! Und hier muß vielmehr eine allmähliche Aufwärtsentwicklung bis zum menschlichen Gehirn, dessen Funktionen wahrscheinlich am meisten ausgebildet sind, bis zum menschlichen Intellekt stattgefunden haben. Was wir aber von dem Seelenleben der Tiere mutmaßen, das beruht auf sorgfältigen und liebevollen Tierbeobachtungen, die gerade in letzter Zeit vielfach gemacht worden sind und uns wohl berechtigen, den Tieren eine Verstandes- und Gefühlsfähigkeit, analog der menschlichen, zuzusprechen. Die Geschichten von Rippling aus den indischen Dschungeln, neuerdings die des Amerikaners Ernest Seton Thompson, von dem bisher die Vögel, die Wälder und andere Tiergeschichten und „Praxistiere und ihre Saisale“ in deutscher Uebersetzung in dem Verlage Franz, Stuttgart, erschienen sind, sein-

sinige Beobachtungen, die zumeist auf wirklichen Erlebnissen beruhen, schildern uns in durchsichtigster Weise, gerade als ob menschliche Erlebnisse erzählt werden, die Freuden und Leiden zahlreicher Tiere der Wildnis und des Hauses und lassen durch die aneinander gereihten Uebersetzungen hindurch etwas Schimmerndes, das wir nicht anders denn als Seelenleben bezeichnen möchten.

Aus der Pflanzenwelt.

Die Wunder der Blumenzucht. In einem fesselnden Vortrage über die Züchtung und Umwandlung der Pflanzen, den Professor Haringhem von der Sorbonne in Paris gehalten hat, enthält der Gelehrte eine Reihe interessanter Einzelheiten aus der Welt der Blumenzüchter. Das Treibhaus, das die Natur überfließt, die Pflanzen von den Jahreszeiten unabhängig macht, und mitten im bitteren Winter die duftende Sommerpracht leuchtender Rosen, bunter Nelken, seltener gefocunter Orchideen und farbenglühender Chrysanthemem hervorzaubert, hat im Grunde mit der Wissenschaft die Blumenfreunde mit manchen „Wundern“ beschenkt, deren mühevolltes Entdecken der genießende Laie kaum ahnt. Erst kürzlich hat man die Treibhauszucht, deren Ziel es ist, die natürliche Entwicklung der Pflanze zu beschleunigen und zu „forcieren“, um ein eigenartiges Verfahren bereichert. Die Treibhauspflanze muß vor ihrer raschen Entwicklung Kräfte sammeln, sich gewissermaßen ausdrücken und in einer Art Säkulation die nötigen Triebkräfte aufspeichern. Auf Grund der Arbeiten von Heringhem ist man jetzt dazu gekommen, die Pflanzen zu vorkultivieren, sie werden mit Chloroform oder Aether eingeschläfert und freigelegt so in dieser Zeit des störenden Wachstums die Triebkräfte an, die ihrer späteren schneller Entfaltung zugute kommen. Der erste systematische Versuch zu einer Umwandlung der Pflanzenarten ist von einem deutschen Forscher ausgegangen, dem Botaniker Mendel, der in seinen Versuchen mit wohlriechenden Blatterbsen zeigte, daß sich aus drei verschiedenen Arten acht neue feste Typen züchten lassen und dann durch weitere Hybridation (Kreuzung) 27 mehr oder minder feste fortpflanzungsfähige Arten. Mit vier verschiedenen Blatterbsenarten ließen sich 32 bis zu 80 neue Varietäten erzielen. Diese Progression der Formenmöglichkeiten erklärt es auch, daß man in Frankreich zur Zeit Franz I. 50 verschiedene Apfelsorten besaß, während man heute gegen 20000 kennt. Außerordentlich wertvolle Resultate ergaben die Versuche des berühmten holländischen Botanikers de Vries, der zum ersten Male unsere Kenntnis von der „Wandlung der Arten“ zusammenfaßte. Wie feststehend bestimmte Pflanzencharaktere auch zu sein scheinen, hin und wieder vollzieht das Spiel der Natur bei einzelnen Exemplaren doch irgendeinen Wechsel; gelingt es, diese Pflanze dann abzusondern und fortzupflanzen, so ist es nicht schwer, ihre Eigenart zum festen Typus zu erheben. Lemoine z. B. fand durch einen Zufall vor etwa zwanzig Jahren Zister mit doppelten Blüten; es gelang ihm, daraus eine neue bisher unbekannt Varietät zu züchten. Eine dreifache Blüte dagegen ist sehr selten, denn mit der Bildung der überzähligen Blütenblätter verliert die Blume ihre Staubfäden und damit die Fähigkeit, sich fortzupflanzen. De Vries hat in dieser Richtung mit Gänzlichem erfolgreiche Versuche unternommen. Die gewöhnliche Art enthält pro Blüte 13-21 Weibchenblätter und Staubfäden. Bei der Zucht erhielt de Vries eine große Anzahl Typen mit 13-21 Staubgefäßen, jedoch schließlich auch einige mit 34. Er säte diese letzteren fort und erzielte eine Blume mit 34-36 Staubgefäßen; auf diese Weise erreichte er schließlich die doppelte Blume ohne Samen. Unter welchen Umständen diese Umwandlung sich vollzieht, ist heute noch nicht erkannt. In manchen Fällen jedoch scheint eine chemische Reaktion vorzuliegen. Die beiden Arten, die gekreuzt werden, enthalten je eine Substanz, die beim gegenseitigen Aufeinanderwirken eine Farbe erzeugt, die in keiner der beiden ersten Arten enthalten ist. Man hat dies bei den Blatterbsen bereits beobachtet; Vouthon hat mit zwei nicht roten Arten eine rote Bastardpflanze erzeugt. Die Erkenntnis dieser Möglichkeit hat dann rasch zu verblüffenden Umwandlungen geführt. Zudem man die vereinigten willkürlichen Bildungen der Natur sammelte und fortpflanzte, gelang die Züchtung von Arten, die unseren Vorfahren als ein Märchen erscheinen würden: in Amerika hat man z. B. Risse ohne Schale gezüchtet und ebenso Pflaumen ohne Kerne, genauer gesagt, Pflaumen, in denen die Mandel keine harte Schale hatte. Selbst der Duft der Blumen ist durch Züchtung wandlungsfähig. Man hat Dahlien mit Magnolienduft erzeugt. Nur in der Chrysanthemenzucht und in der Orchideenzucht hat man noch Anstöße Professor Haringhems bisher wesentliche Erfolge kaum erzielt. Die ersten großen japanischen Chrysanthemem, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nach Europa kamen, stehen den prächtigsten Erzeugnissen der modernen Chrysanthemenzucht nicht nach, und auch bei den Orchideen haben die Züchter trotz aller Bemühungen wesentliche Resultate bisher nicht erzielt. Und nicht viel günstiger stehen die Verhältnisse bei den meisten anderen Pflanzenarten; Professor Haringhem hat die holländischen Bilder des siebzehnten Jahrhunderts daraufhin untersucht und gefunden, daß die dargestellten Blumen den heutigen völlig gleichen.